que pour la technique de visualisation qu'elle met en œuvre, fondée sur des algorithmes complexes. A l'aide de six graphiques dépliantes en couleurs, complétés par des données prosopographiques, ses auteurs s'efforcent d'analyser des réseaux multipolaires, voire globaux, sans séparer les botanistes du reste des savants, ni même de l'ensemble des membres de la République des lettres. Ils pensent ainsi être en mesure d'estimer le rayon d'action de certains savants, de visualiser la hiérarchie existant au sein de la République des lettres et des sciences, et de montrer comment les affiliations acquises permettent de s'en procurer d'autres, pour soi ou pour ses protégés. Ils s'efforcent ainsi de mettre en évidence la concurrence entre les figures centrales du réseau, ainsi que les possibilités offertes par cette concurrence aux figures secondaires décidées à servir de relais. L'absence de données quantitatives, et particulièrement d'une notion de seuil, qui permettrait d'estimer le caractère plus ou moins significatif des échanges, constitue cependant un handicap.

Pour terminer ce rapide survol d'une matière très abondante, on félicitera les éditeurs d'avoir publié en allemand la quasi-totalité des contributions de l'ouvrage et de nous offrir ainsi un kaléidoscope d'analyses d'une grande finesse. Le tout se présente sous la forme d'un beau livre imprimé sur papier glacé, doté d'une couverture solide et assorti de nombreuses illustrations, cartes et graphiques.

René Sigrist, Genève

Zum Fall machen, zum Fall werden. Wissensproduktion und Patientenerfahrung in Medizin und Psychiatrie des 19. und 20. Jahrhunderts. Sibylle Brändli, Barbara Lüthi, Gregor Spuhler (Hg.). Frankfurt, New York, Campus Verlag, 2009. 280 S. € 29.90. ISBN 978-3-593-38864-9.

Der vorliegende Sammelband ist aus einem Basler Kolloquium «Arbeit am Fall» (2006) hervorgegangen. Sozial- und Kulturgeschichte hätten in den 1990er Jahren «die Medizin und Psychiatrie verstärkt zum Gegenstand kulturwissenschaftlicher Reflexion gemacht», schreiben in einem den 10 Beiträgen vorangestellten Artikel die HerausgeberInnen, dabei habe sich der «Fall» – überliefert in Fallakten, Fallgeschichten, Fallstudien – als Produkt eines jeweils komplexen Zusammenwirkens von individuellen Dispositionen der Leidenden, deren HelferInnen, Institutionen, Wissenschaft, Politik und Kultur gezeigt.

Die drei ersten, unter «Fallformen» subsumierten Arbeiten machen auf die Formalitäten aufmerksam, denen eine medizinisch-psychiatrische Falldarstellung im 19. und 20. Jahrhundert unterliegt. Brigitta Bernet macht das psychiatrische Formular selbst zum Fall. Am Beispiel des Wandels der Eintrittsformulare der psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli (1870–1970) geht sie der «administrativen Unterseite» von Krankenakten nach. Karen Nolte zeigt anhand von Aufzeichnungen über – meist tödlich verlaufene – Uterusexstirpationen, wie die Laienperspektive aus der Krankengeschichte allmählich verschwinde, wie Laienwissen Hand in Hand mit der zunehmend dekomplexierten, formalisierten Erfassung der Kranken durch medizinisches Expertenwissen überschrieben werde. Dass sie findet, dass sich dieser Prozess «nicht, wie bisher behauptet, schon um 1800, sondern erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzogen» habe, könnte teilweise in der von Christa Putz gefunde-

nen Situation wurzeln, dass die Tradition der «vielstimmigen», pluriperspektivischen Fallnarrative sich in der Sexualmedizin wie in der Psychoanalyse auf besondere Weise erhalten habe.

Unter «Transformationen» werden die Kontexte untersucht, in denen Menschen zu Fällen werden. Cornelia Brink und Regina Wecker kümmern sich um die Schriften einzelner, gewöhnlich männlicher Patienten, die sich in einer Zeit wachsender Definitionsmacht der Psychiatrie dagegen wehren, pathologisiert und so ihrer bürgerlichen Würde beraubt zu werden. Ihre «Irrenbroschüren» – woher diese Bezeichnung kommt, wäre noch zu fragen – gehören in den Kontext einer grösseren Bewegung, die ein Psychiater und Gegner derselben 1908 als «Antipsychiatrie» bezeichnet hat. Einen mindestens der Rezensentin neuen Gesichtspunkt bringen Stefan Nellen und Robert Suter in die Diskussion ein. Unter dem Titel «Unfälle, Vorfälle, Fälle: Eine Archäologie des polizeilichen Blicks» machen sie auf das Vorfeld aufmerksam, in welchem späterhin psychiatrische Fälle oftmals ihre protokollierten Anfänge nehmen. Polizeirapporte über «Vorfälle» im öffentlichen und vor allem halb-öffentlichen Raum von Gaststätten/Wirtshäusern – speziell in Basel um 1900 – sind charakteristischerweise um eine neutrale Berichterstattung bemüht und lassen es offen, ob ein «Vorfall» als «casus» (lat. *cadere*) ins Gebiet der Psychiatrie oder der Justiz falle oder ob man ihn auf sich beruhen lasse. Gleichzeitig sind sie Resultat einer eigentümlichen Kreativität des Verdachts. Barbara Lüthi schliesslich beschreibt, wie sich die USA (bzw. der United States Public Health Service USPHS) zwischen 1892 und den 1920er Jahren auf Ellis Island der eugenischen Aufmerksamkeit des «medical gaze» bedienten, um «Defekte» aus dem Strom der einwanderungsbegierigen «Aliens» herauszufiltern.

Drei Arbeiten zur «Institutionellen Dynamik» beschreiben, wie sehr Einzelne, bzw. die Art, wie ihr Leben in Akten übersetzt wird, abhängig sind von der Dynamik der Institutionen, die sich um sie kümmern. Marietta Meier zeigt, wie Patientinnen des «Burghölzli» im engsten Zusammenhang damit, dass die Klinik unter Platzmangel litt, als «schwierig» charakterisiert wurden. Gregor Spuhler erzählt differenziert die traurige Geschichte vom jüdischen Arztsohn Merzbacher, der zwischen schweizerischer Fremdenpolizei, Fürsorge, jüdischer Flüchtlingshilfe, Psychoanalyse, Schockpsychiatrie und Selbstdiagnose «vom <rätselhaften Fall> zur <typischen Hebe- phrenie>» zer-fallte. Sibylle Brändli schliesslich weist auf die Diskontinuitäten und Fragmentierungen hin, die oft das Bild von Kindern charakterisieren, mit deren «Fall» sich – im Rahmen des Basler schulpsychologischen Dienstes – in den 1970er Jahren verschiedene Institutionen und Professionen beschäftigt haben.

Dass dieser Band auch widerspiegelt, was er ins Auge fasst, nämlich den sozial- und kulturgeschichtlichen Kontext, in welchem er entstanden ist, zeigt sich unter anderem daran, dass auf medizinhistorische Arbeiten zum Thema kaum Bezug genommen wird und zuweilen an einer tendenziell auf Machtaspekte verkürzten, komplexitätsreduzierten medizin- und psychiatriekritischen Perspektive (es «rücken die Professionalisierungsinteressen und gesellschaftlichen Distinktionsbedürfnisse medizinischer Akteure ... in den Vordergrund»). Insgesamt vermittelt er aber anregenden und qualifizierten Einblick in die aktuelle Situation und Vielfalt der sozial- und kulturgeschichtlichen Beforschung psychiatrischer Krankengeschichten.

Esther Fischer-Homberger, Bern